

Hans Thiersch

Eine elementare Einführung in die lebensweltorientierte Soziale Arbeit

- Das Konzept Lebensweltorientierte Soziale Arbeit, für meine Enkel skizziert¹

Berlin/Tübingen 2017

Vor einiger Zeit habe ich mich mit meinen beiden ältesten Enkeln unterhalten: sie haben das Abitur gemacht und überlegen nun, was sie studieren sollen. Sie wollten von mir wissen, was ich ihnen denn, gesetzt, sie würden bei mir studieren, so zu bieten hätte, was also, meine Soziale Arbeit und mein Konzept einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit, von dem ich ja immer wieder redete, eigentlich bedeute. So fühlte ich mich herausgefordert – sie wollten es bitte nicht allzu ausführlich, aber verständlich, und ich wollte es motivierend und werbend. So geriet ich ins Erzählen.

Von der Sozialen Arbeit kennt Ihr ja einiges: z.B. den Jugendclub und die Jugendarbeit in der Gemeinde und in der Flüchtlingsgruppe, Ihr kennt aber auch Klassenkameraden, die mit einem Vertrauenslehrer oder Schulsozialarbeiter zu tun gehabt haben und Ihr kennt auch Kinder, die nicht in ihrer Familie bleiben konnten, sondern in eine Pflegefamilie kamen. Dies aber sind ja nur einige Aspekte der vielen Aufgabenfelder der Sozialen Arbeit. Da geht es zum Beispiel auch um die Arbeit mit Familien, die mit ihrem wenigen Geld nicht zurecht kommen, um Alleinerziehende und ihre Kinder und um Familien mit Migrationshintergrund, es geht aber auch um Beratungen für Leute, die in ihren Beziehungen nicht weiter wissen, und um Familienzentren, es geht um alte und einsame Menschen, aber es geht auch um Hilfen für Menschen, die im Alkohol oder in Drogen festhängen oder die aus dem Gefängnis kommen und sich in ihrer neuen Freiheit zurechtfinden müssen, es geht schließlich auch um Aufbau und Koordination der Jugendarbeit im Stadtteil, um Veränderungen in heruntergekommenen Stadtvierteln und um die Zusammenarbeit mit ehrenamtlichen oder zivilgesellschaftlich engagierten Bürgern. Das ist, auch wenn das jeweils nur bestimmte Gruppen betrifft, ein ungeheuer weites und unübersichtliches Feld, aber es geht überall um ähnliche Aufgaben und für die dort tätigen Sozialarbeiter*innen um eine ähnliche Grundhaltung und ähnliche Arbeitsprinzipien.

¹ Unter dem Titel „Eine elementare Einführung in die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit“ habe ich vor dem Hintergrund dieses Gespräches im Jahre 2017 in Baden bei Wien ein Referat gehalten, das vor allem im zweiten Teil deutlich gekürzt ist. Ein Link zum Video dieses Referates steht auf meiner Homepage.

Das Konzept der Lebensweltorientierung, das ich seit den 1970er Jahren in Tübingen entwickelt habe und das sich seither in Deutschland weit verbreitet hat, entwirft einen theoretischen Rahmen, aus dem sich die Arbeitsprinzipien und Grundhaltungen sowie die spezifischen Ausgestaltungen der Sozialen Arbeit begründen lassen.

Bevor ich aber mit meiner Beschreibung beginne, will ich kurz etwas zum Begriff Soziale Arbeit, den ich hier verwende, sagen. Das ist ein neuer und zusammenfassender Begriff; früher hat man unterschieden zwischen Sozialpädagogik und Sozialarbeit – und manche Leute tun das bis heute. Für mich sind das zwei unterschiedliche Traditionen, die sich in der modernen Sozialen Arbeit notwendigerweise zusammenfinden.

Soziale Arbeit hat mit Menschen zu tun, die sehr vielschichtige Probleme haben. Diese Menschen können meistens sehr mühsame und oft schwer überschaubare Geschichten erzählen, Geschichten von Not, Armut, Ausgrenzung und von Migrationserfahrungen, Geschichten vom Image des Stadtteils, in dem sie wohnen, Geschichten von Schwierigkeiten mit der Arbeit und der Schule und vor allem in der Familie und mit Freunden. In den Geschichten liegen gesellschaftliche und individuelle Schwierigkeiten ineinander, sie beziehen sich auf Geld und Recht, auf Arbeit oder Arbeitslosigkeit, auf Wohnbedingungen und die Furcht vor Wohnungslosigkeit, auf Krankheiten und Sucht. Sie beziehen sich aber auch auf Sexualität und Geschlechterrollen, auf Überforderung und Desorientierung, auf Erfahrungen von Gewalt, auf entgleiste Situationen im Alltag von Beziehungen und Lebensplanung. Und sie beziehen sich auf Anstrengungen, mit der Situation zurechtzukommen, auf Fehlschläge und Enttäuschungen, sie beziehen sich auf Zufälle, Versagen und Schuld, auf Hoffnungen und Müdigkeit oder Wut.

Diese Geschichten sind prall und vielschichtig, aber auch traurig und verfahren; sie verweisen in den so vielfältigen Konstellationen von Unrecht, Hilflosigkeit und Überforderung, von Leiden, Enttäuschung, Wut und Apathie auf ganz unterschiedliche Möglichkeiten der Veränderung, der Unterstützung und Hilfe. Sie verweisen auf die gesellschaftlichen Strukturen von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Gleichheit und Ungleichheit, von Reichtum und Armut und die Möglichkeiten ihrer Veränderung, sie verweisen auf politische Bewegungen und auf Parteien, also auf die verschiedenen Aufgaben der Politik, – die Finanzpolitik, die Arbeitsmarktpolitik, die Wohnungsbaupolitik – und ebenso auf Aufgaben, die sich aus der Gestaltung des Alltags in Kliniken und in der Zusammenarbeit mit Ärzten, in der Schule, in der Arbeitsvermittlung, im Wohnungsamt, in der Sozialverwaltung, bei der

Polizei und dem Gericht ergeben. Sie verweisen schließlich und nicht zuletzt auf die vielfältigen Hilfen in der näheren Umgebung der Familie, der Nachbarschaft, der Freundschaften und des bürgerschaftlich-zivilgesellschaftlichen Engagements. Der Veränderungs-, Hilfs- und Unterstützungsbedarf bezieht sich also auf ganz unterschiedliche Politiken und Institutionen. Soziale Arbeit ist ein Glied in dieser weiten Reihe der gesellschaftlichen und institutionellen Zuständigkeiten, sie agiert gleichsam im Team anderer Zuständigkeiten. In dieser Reihe aber hat sie einen eigenen und spezifischen Auftrag: Sie ist zuständig für Probleme, die Menschen im Alltag mit sich selbst und ihrer Lebensplanung, in ihrer Familie, in ihrem Freundeskreis haben. Sie tritt ebenso in Aktion, wenn Menschen Probleme mit der Schule, bei der Arbeit, in der Klinik oder der Justiz haben. Sie sucht Menschen dabei zu unterstützen, dass sie in ihrem Alltag der täglichen Bewältigungsaufgaben zurande kommen.

Aber ist ein solches Programm der Hilfen zur Lebensbewältigung im Alltag nicht doch nur sehr bescheiden, ja fatal, weil es nicht da ansetzt, wo sich Entscheidendes verändern lässt? Sind die politischen Fragen der Gesellschaftsstruktur, die politische Ordnung und die rechtlichen Regelungen, ebenso aber die Struktur und die Arbeitsweise der großen gesellschaftlichen Institutionen – Schule, Arbeit, Gesundheitswesen – nicht die entscheidenden? Nun, diese Frage scheint mir falsch gestellt; es gibt hier kein Entweder – Oder, die Aufgaben sind nebeneinander wichtig, sie ergänzen sich.

Dies ist vielleicht eine überraschende Antwort, ich muss versuchen sie zu begründen.

Das 20. Jahrhundert lässt sich auch dadurch charakterisieren, dass in ihm die Alltagsfragen, d.h. die Fragen nach der Bewältigung der Alltagsaufgaben, zunehmend zum Thema geworden sind. Das zeigt sich heute – wenn ich es vielleicht mit einem so banalen Verweis verdeutlichen kann – in der Breite des Beratungsangebots in Zeitschriften und Ratgebern, wie sie an jedem Bahnhofskiosk ausliegen und wie sie im Internet abrufbar sind. Es gibt Ratschläge zu allem und jedem, zu Stress und Burn-out, zu Berufskrankheiten, zum gesunden Leben, aber auch zur angemessenen Kleidung, zum Essen, zum Hausbau und zur Haltung von Hund und Katze. Alltägliche Bewältigungsaufgaben sind nicht einfach selbstverständliche Aufgaben, sondern jede erscheint als Problem und wird in ihren Schwierigkeiten als anstrengend und überfordernd erfahren. Das wird besonders in der Rede vom alltäglichen Chaos in der Familie deutlich. Aber ist eine solche Betrachtung nicht nur vordergründig und oberflächlich? Geht es in vielen heutigen Schwierigkeiten und Bewältigungsaufgaben nicht um gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Themen, also – um die Aufgaben aus einer

anderen Perspektive zu betrachten – um die Zwänge unserer Leistungsgesellschaft, um die Strukturen des Arbeitsmarktes und die Bedingungen der Produktion, um die Fragen der schwierigen Vermittlung von privaten und beruflichen Aufgaben? Und geht es dahinter nicht immer auch um die elementaren Fragen von Armut, fehlenden Ressourcen und Randständigkeit? Braucht es nicht politische Veränderungen, Engagement und Aktionen? Dem ist so; es kann gar nicht zur Debatte stehen, dass Alltagsprobleme immer durch die gesellschaftlichen Strukturen bedingt sind. Aber das ist kein Einwand gegen das Ernstnehmen von Bewältigungsaufgaben. Die Tatsache der Arbeitslosigkeit ist das eine, das andere aber ist, wie Menschen damit umgehen. Es gibt eine klassische Studie von Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld, in der sie schon in den 1920er Jahren gezeigt haben, welche Wirkung Arbeitslosigkeit auf die Arbeitslosen, ihre Familie und ihre Freunde hat. Wie soll derjenige, der arbeitslos wird, mit ihnen reden, was erzählt er seinen Kindern, die ordentlich und pünktlich zur Schule müssen, wenn er nur herumsitzt? Jahoda und Lazarsfeld haben beschrieben, wie unterschiedlich die Menschen mit ihrer Arbeitslosigkeit umgehen, wie sie sich in ihr verhalten. – Oder: Schulschwierigkeiten sind ein gravierendes Problem, und bei den einen hilft Nachhilfe oder ein besonderes Lernprogramm, bei den anderen aber sind die Umstände in der Familie so, dass die Kinder sich nicht auf das Lernen konzentrieren können: die Enge der Wohnung, die Krankheit der Großmutter, der Krach zwischen den Eltern oder die immer wieder thematisierte Frage, bei wem das Kind im Falle einer Trennung bleiben soll und will, oder schließlich auch die neu eingezogene Freundin des Vaters mit einem neuen Geschwister. Oder: Der Kampf um die Anerkennung der gleichen Rechte für Mädchen und Frauen in den politischen Auseinandersetzungen mit Gesetzen, Arbeitszeitregelungen, Tarifaufinandersetzungen und Altersversorgung ist das eine, das andere ist, wie die Fragen der Gleichheit in der Freundschaft oder in der Familie ausgehandelt werden, z. B. wer und in welchem Umfang auf Teilzeit geht, wer Urlaub nimmt, um mit dem Kind zum Arzt zu gehen, aber auch, wer im Haushalt welche Arbeiten erledigt. – Und, noch einmal anders angesetzt: Wenn die Menschen suchen, ihren Alltag zu bewältigen, kann das besser oder schlechter gelingen. Es ist ein Unterschied, ob es zu hause kaum etwas und nie zuverlässig zu essen gibt, ob alle Unterhaltungen im Krach oder auch in Grobheiten enden oder ob man sich zuhört, ob junge Menschen, die nicht zu hause sein können und wollen und auf der Strasse leben, dort einen Raum finden, wo sie sich aufhalten können, oder ob sie immer gleich auf- und weitergescheucht werden, ob sie eine Unterkunft haben oder einen Arzt kennen, zu dem sie sich trauen und der sie eingehend behandelt.

Die Fragen danach, wie Menschen ihren Alltag bewältigen, sind Thema und Aufgabe der Sozialen Arbeit, und der lebensweltorientierten im Besonderen. – Alltagsbewältigung als Aufgabe der Sozialen Arbeit aber darf nicht missverstanden werden. Der Alltag muss gleichsam als Vorderbühne verstanden werden, auf der die dahinterliegenden Probleme sichtbar werden; Alltag ist – noch einmal anders formuliert – die Schnittstelle der objektiven gesellschaftlichen Strukturen und der subjektiven Bewältigungsarbeit. Ich habe oben die großen Genderfragen zwischen Frauen und Männern erwähnt, die Rede von der Schnittstelle bedeutet, dass diese Fragen sich auch in den Absprachen am Mittagstisch entscheiden. Nun darf man das aber auch nicht zu einfach nehmen. Alltagsbewältigung meint nicht, dass Menschen irgendwie über die Runden kommen, dass Menschen sich einfach in ihr Schicksal fügen. Und die Hilfe bei der Bewältigung heißt, dass die Menschen in ihren Verhältnissen ernst genommen werden, aber dass sie auch lernen sollen und können, dass es Möglichkeiten gibt, in verfahrenen Situationen neu anzusetzen, die Verhältnisse zu gestalten und umzugestalten und sie darin dann Stück um Stück auch in ihren Rahmenbedingungen zu verändern.

Menschen brauchen also Unterstützung bei der Bewältigung von schwierigen Situationen und Konstellation, bei der Auseinandersetzung mit unglücklichen Erfahrungen und mit dem Scheitern, sie brauchen dafür neue Handlungsmöglichkeiten. Es braucht aber auch – um auf die gerade angedeuteten Beispiele noch einmal zurück zu kommen – veränderte Produktionsstrukturen und neue Arbeitsprojekte, es braucht eine neue Schul- und Lernkultur in einem neuen Bildungskonzept, es braucht neue Vereinbarungen und politisch-ökonomische Rahmenbedingungen, z.B. für die Gleichberechtigung von Frauen und Männern und generell aller Menschen in ihrer geschlechtspezifischen Orientierung. Es können sich – das ist die Hoffnung – aus den unmittelbaren Erfahrungen im Alltag Wege finden, wie die Verhältnisse sich anders arrangieren, wie sie neu werden können.

Ich lasse das als allgemeine Zielorientierung einmal hier so stehen, um zunächst zu fragen, was diese Ebene der Alltagsaufgaben konkret bedeutet; die Fragen nach den weiter gehenden Perspektiven will ich aber später noch einmal aufnehmen.

Gewiss, die Reflexion der Alltagserfahrungen ist ein wichtiger Aspekt; aber es bleibt doch die Frage, ob das nicht das ist, was vernünftige Menschen im Alltag immerzu tun. Braucht es dazu einen Beruf und ein Studium?

Diese Frage wird immer wieder gestellt – vor allem auch von Kolleg*innen aus den benachbarten anderen Berufen, den Psycholog*innen, den Lehrer*innen, den Ärzt*innen und

Jurist*innen: Das sei schon recht und wichtig, heißt es, aber dazu habe man doch seinen gesunden Menschenverstand, und wenn es schon Aufwand und Zeit brauche – das könne und wolle man ja gar nicht in Abrede stellen – so sei es jedenfalls nicht so gewichtig, wie das, was man in seiner besonderen beruflichen Qualifikation leiste, es sei gute, notwendige Zutat. Solches Reden vom Bewältigen des Alltags aber ist voreilig, Alltagshandeln wirkt einfach und selbstverständlich, aber das ist eine Täuschung. Die neue Sozialwissenschaft hat beschreiben können, dass der Alltag in der Unauffälligkeit seiner Selbstverständlichkeiten ganz eigene Strukturen besitzt, Strukturen, die man kennen muss, wenn man nicht nur gleichsam im Allgemeinen agieren will, sondern Menschen in ihrem Alltag wirklich verstehen und ihnen helfen will. Auf die breite philosophische und sozialwissenschaftliche Diskussion dazu gehe ich hier nicht ein, ich markiere aber einige Momente, die in meinem Konzept der Alltagsorientierung gerade auch in ihren Konsequenzen für die Soziale Arbeit wichtig sind.

Bisher habe ich vom Alltag der Menschen und seiner Bedeutsamkeit für die Lebensführung gesprochen. In der Entwicklung meiner Theorie war es so, dass ich zunächst mit dem Begriff Alltag gearbeitet habe, später aber habe ich in meinem Konzept auch mit dem Begriff Lebenswelt gearbeitet, der mir für viele Bereiche besser geeignet zu sein scheint. Aber solche Begriffsprobleme müssen uns hier nicht beschäftigen; im Prinzip verwende ich beide Begriffe nebeneinander und quasi gleichbedeutend. Mein Konzept der Sozialen Arbeit hat sich dann unter dem Namen ‚Lebensweltorientierte Soziale Arbeit‘ etabliert.

Man kann sagen: Die Menschen leben in ihrem Alltag, das ist sozusagen die Grundbedingung der menschlichen Daseinsweise, und in der Regel richten sie darin auch gut ein. Sie bewältigen die Aufgaben, die ihnen gestellt sind, und kommen mit ihren Mitmenschen zurecht. Soziale Arbeit greift dann ein, wenn es Probleme, Sorgen und Nöte gibt, die die Menschen nicht allein lösen können. Für diese Arbeit nun ist es wichtig, die Menschen in ihrem Alltag zu verstehen, sie in der Lebenswelt zu sehen, in der sie sich vorfinden, und Chancen zur Verbesserung ihrer Verhältnisse zu erkennen und erreichbar zu machen. Lebensweltorientierung interessiert sich dafür, wie Menschen in ihrem Umfeld mit anderen zusammen leben, in dem Stadtteil, in der Familie, in der Schule oder in der Gruppe junger Menschen auf der Straße. Lebensweltorientierung ist neugierig auf Menschen in den Verhältnissen, darauf, wie sie sich in unterschiedlichen Lebenswelten darstellen; sie fragt also zunächst z.B. nicht, ob ein Mensch an sich freundlich oder unfreundlich, aggressiv oder nicht aggressiv ist, sondern danach, in welchen Szenen oder Anlässen und mit wem er sich

freundlich oder nicht freundlich zeigt. Erst in zweiter Linie ist sie an allgemeinen Eigenschaften interessiert. Dieser Ansatz ist deshalb so wichtig, weil in den Geschichten immer wieder deutlich wird, wie verschieden Menschen sich in verschiedenen Situationen bewegen: Ein Mann ist ordentlich in der Arbeit und erfüllt alles, was er soll, unauffällig, in seiner Familie ist er ein autoritäres Ekel, aber mit seiner Mutter ganz freundlich; das Mädchen ist mit der Oma rücksichtsvoll, mit der Mutter immer gereizt, sie leidet am Bruder und scheint ihm gegenüber schüchtern und unterwürfig, unter den Freundinnen und Freunden aber spielt sie mit Bravour die Bestimmerin. Das Konzept Lebensweltorientierung fragt nach den Menschen in den Verhältnissen, auch weil sie so seine verschiedenen Möglichkeiten kennenlernt und vielleicht Möglichkeiten erkunden kann, in Schwierigkeiten zu helfen, indem sie neue Räume und in ihnen Chancen zu neuen Erfahrungen schafft.

Diese Lebenswelt wird im Konzept Lebensweltorientierung noch genauer strukturiert, nämlich in den Dimensionen von Raum, Zeit und sozialen Beziehungen.

Die Frage nach dem Raum meint, dass es wichtig ist, wo und wie Menschen wohnen, wo sie arbeiten und wohin sie sich mit Freunden zurückziehen können, was der Stadtteil bietet, in dem sie wohnen. Sie fragt aber natürlich auch, wie Menschen Soziale Medien nutzen, oder, ob sie sich immer wieder in Videospiele und virtuelle Welten jenseits der vielleicht als scheußlich empfundenen Realität zurückziehen und im Videospiele von Sieg zu Sieg eilen, und darüber alles andere vergessen und sich ihm entziehen.

Die Frage nach der Zeit meint, wie Menschen sich ihre Zeit einteilen, ob sie darin mit den Aufgaben zurechtkommen oder immer im Chaos versinken, ob sie zu spät und verhetzt sozusagen immer hinter sich herjapsen; es interessiert auch, ob man sich auf das, was nächstens passiert, freuen kann oder davor Angst hat, ob man eine weitere Perspektive kennt und in ihr lebt, etwa um eine bestimmte Ausbildung zu machen oder auf eine Reise zu sparen oder sich in eigenen Interessen z.B. im Skaten, im Frisbee-Spielen oder beim Fußball weiter auszubilden.

Neben Raum und Zeit ist die Lebenswelt strukturiert in Beziehungen: Wem kann man trauen und oder nicht trauen, wer sind die besten Freunde? Es geht aber auch um Rivalitäten, um Macht und Unterdrückung und darum, wer das Sagen hat, wer sich unterordnen muss, auf wen Verlass ist.

Das Konzept Lebensweltorientierung interessiert sich aber in all diesen Dimensionen vor allem auch dafür, wie die Menschen ihr Leben in Gleichmäßigkeit und Routinen organisieren und mit welchen pragmatischen Geschicklichkeiten sie ihre Aufgaben angehen. Routinen und

Pragmatik sind zwiespältig: In den Routinen steht neben Verlässlichkeit und Sicherheit der Drang, sich ganz auf das zu beschränken, was man so schon kennt; neben der pragmatischen Phantasie und unbekümmerten Geschicklichkeit in der Pragmatik steht eine Schusselei, die alles Schwierige unter den Teppich kehrt: „S passt schon!“ ist dafür die in Österreich sehr gebräuchliche Formel.

In all diesen Auseinandersetzungen kämpfen die Menschen darum, dass sie mit den Problemen zu Rande kommen, sie wollen ihnen gewachsen sein, sich in ihnen bewähren, es interessiert die Erledigung um der Anerkennung willen. Menschen wollen stolz auf sich sein können, sie wollen zufrieden sein in ihren Verhältnissen, sie kämpfen um ein gelingenderes Leben, sie erzählen die Geschichte ihrer Erfolge. Das lässt sich auch an Selbstdarstellungen in den Sozialen Medien beobachten. Es geht darum, das Leben so zu erzählen, dass es wie eine Erfolgsgeschichte klingt: Was man gekonnt hinter sich gebracht hat und dass alles, was schwierig war, eigentlich nicht so wichtig ist. Dazu benützen die Menschen dann durchaus auch Tricks. Man verschweigt, was ärgerlich war und macht schon im Auftritt, deutlich, dass man jemand ist, der alles im Griff hat, dem man keine peinlichen Fragen stellt. Solche Darstellungsspiele – man nennt sie Stigma-Management – werden immer ausgeprägter, je mehr man etwas verbergen möchte, oft gilt auch das Motto: „Angriff ist die beste Verteidigung“.

Der Stolz auf die eigene Erledigungskraft ist für die Menschen wichtig; darin repräsentiert sich immer auch, was sie gerne tun, was sie selbst gerne verbessern würden und wie sie sich ihr eigenes Leben vorstellen. In ihren Wünschen aber stecken auch Träume und Hoffnungen auf ein gelingenderes Leben in Freundlichkeit unter anderen Menschen, in Freiheit und Solidarität. Diese Hoffnungen werden lebendig etwa auch im Vergleich mit dem, was andere Menschen erfahren, ebenso aber in besonderen Erlebnissen, von denen aus man verwundert oder verstört auf den eigene Alltag schaut, also auf Reisen, im Urlaub, aber auch in der Welt der Kunst und Religion, auf Festivals, in Liedern, in Theateraufführungen.

Dies sind allgemeine Prinzipien, sie konkretisieren sich in unterschiedlichen Konstellationen in den Lebensfeldern, also in der Familie, in der Schule, in der Sport- oder Jugendgruppe, in der Ausbildung, aber ebenso im Stadtteil mit seiner eigenen Kultur. Von da aus stellt sich die weiterreichende Frage, wie man mit den verschiedenen Alltagsarrangements zurande kommt, wie man also den eigenen Weg im Nebeneinander und im Nacheinander dieser Erfahrungen in Alltagswelten in ihren Übergängen und Brüchen bewältigt. Diese Frage zielt auf die sich allmählich ausbildenden Biografie und auf die Arbeit an dieser Biografie.

Soweit zur Lebenswelt. Was aber bedeutet nun Lebensweltorientierte Soziale Arbeit? Diese Soziale Arbeit ist für die Adressat*innen in ihren alltäglichen Bewältigungsproblemen engagiert. Sie ist engagiert für die, die mit der alltäglichen Lebensbewältigung nicht zurecht kommen, die vor dem Hintergrund der Unzulänglichkeit von Ressourcen, von Armut, Randständigkeit und Exklusion, von Krankheit oder in außergewöhnlichen Zumutungen und Krisen Schwierigkeiten haben mit der elementaren Ordnung des Alltag. Sie ist engagiert für diejenigen, die mit den Selbstverständlichkeiten der Strukturierung von Raum, Zeit und Beziehungen in der Lebenswelt oder im Nebeneinander der verschiedenen Lebenswelten z.B. von Familie, Schule, Arbeit und Freundschaften nicht zurecht kommen und sich in einer gleichsam verkarsteten Alltäglichkeit oder – gerade umgekehrt – in einer strukturlosen Pragmatik, im Chaos des Alltags verlieren oder sich in Versuchen des Stigmamanagements verhaspeln und so in ein Verhalten geraten, das für sie, für ihre Umgebung und/oder die Gesellschaft problematisch ist und die auf Hilfe und Unterstützung angewiesen sind. Diese Soziale Arbeit gestaltet ihre Fachlichkeit im Horizont der Erfahrungen der Adressat*innen, ich will aber deutlich betonen, damit es keine Missverständnisse gibt, dass die Lebensweltorientierte Soziale Arbeit sich nicht einfach mit der Lebenswelt der Adressat*innen identifiziert. Sie ist an ihr orientiert.

Sie realisiert sich, indem sie die professionellen Ressourcen, Kenntnisse und Erfahrungen nutzt und sich dabei am Anspruch sozialer Gerechtigkeit orientiert. Sie respektiert dabei die Erfahrungen der Adressat*innen und ihre Anstrengungen, mit ihrem Alltag zurecht zu kommen, und sieht zugleich das Leiden, aber auch die Träume und Hoffnungen und stärkt sie. Von da aus versucht sie, Veränderungen zu unterstützen und gelingendere Verhältnisse zu ermöglichen und zu ermutigen. Es geht um die zugleich respektvolle und vorantreibende Arbeit in und an den Widersprüchlichkeiten im Alltag im Horizont sozialer Gerechtigkeit. Damit agiert Soziale Arbeit in einer schwierigen, gleichsam doppelt bestimmten Situation. Sie respektiert, wie die anderen in ihrer Lebenswelt leben und darin, wie sie für sich Probleme, Auswege und Lösungen sehen. Sie muss aber trotzdem darauf bestehen, dass die Menschen Schwierigkeiten haben, mit denen sie offenbar alleine nicht zurecht kommen, in denen sie auf Unterstützung angewiesen sind.

Diese Doppelbestimmung in der Anerkennung des Gegebenen und des Hinzielens auf das Mögliche ist schwierig. Ich will versuchen, zu verdeutlichen, was Professionalität in dieser Spannung bedeutet.

Die Professionellen sind nicht einfach Freund oder Freundin der Adressat*innen, sie haben einen beruflichen Auftrag auf der Grundlage einer Anstellung, in der Regel bei einem Träger im Bereich der Sozialen Arbeit. Dafür haben sie studiert, sie haben viel über den Alltag der Adressat*innen, über Theorien zur Analyse der Gesellschaft und ihrer Institutionen sowie über professionelles Handeln im Umgang mit Menschen in schwierigen Lebenssituationen gelernt und sie haben in Praktika verschiedene Formen der Soziale Arbeit kennengelernt, sie nehmen an Fortbildungen, an kollegialer Beratung und/oder Supervision teil. Sie haben in der Arbeit von den Kompetenzen und Erfahrungen der Kolleg*innen gelernt und arbeiten in Teams im Rahmen einer Institution. Sie haben in ihrer Position Distanz, um die Verhältnisse der Adressat*innen auch von außen zu sehen, sie haben nicht, wie zum Beispiel die Eltern, Lehrer*innen oder Ausbilder*innen, schon eine lange, vielleicht ärgerliche, von vielen Krachs begleitete Geschichte mit der Adressatin. Sie sind unbefangen, sie können neu ansetzen und vergleichen, sie wissen um wissenschaftlich geklärte Zusammenhänge und verfügen über methodische Zugänge und Ressourcen, die den Adressat*innen bei der Erarbeitung neuer Muster zur Bewältigung ihrer Schwierigkeiten unterstützen und so den Alltag der Adressat*innen erweitern, verändern und überschreiten.

Bei ihrer Arbeit müssen sie auf sehr verschiedene Aspekte achten: Zum einen ist es wichtig, sich wirklich und ohne Vorbehalte auf die Alltäglichkeit der Adressat*innen einzulassen und ihnen zuzuhören. Deshalb habe ich Euch auch so ausführlich von den Adressat*innen und ihrem Alltag erzählt. Die Professionellen sollen gefeit sein dagegen, die Situation, die Probleme und das Verhalten der Adressat*innen zu rasch mit den Kategorien ihres Fachwissens zu beurteilen und von da aus Hilfen zu planen. Sie müssen sich hüten, unbedacht auf das zurückzugreifen, worin sie sich auskennen, auch wenn ihnen das Sicherheit in ihrem Handeln gibt. In Bezug auf solche Gefahren spricht man von „fürsorglicher Belagerung“ oder davon, dass die Professionellen ihre Adressat*innen kolonialisieren – so wie früher die Kolonialherren die „Eingeborenen“ mit ihren Vorstellungen und Programmen überfallen haben.

Ich will die hier liegenden Gefahren noch einmal konkretisieren. Professionelle erfahren Geschichten, um anderen zu helfen, und hören sie daraufhin, wie sie das tun können. Sie erfahren sie also nicht als Freunde oder Bekannte, sie erfahren sie in ihren jeweiligen beruflichen Kontexten und darin liegen spezifische Möglichkeiten – sie sind nicht so nah dran und haben keine oft belastete gemeinsame Geschichte -, darin liegen aber auch Probleme

Manche Adressat*innen kommen von sich aus, zum Beispiel, weil sie mit ihren Eltern Schwierigkeiten haben, viele aber kommen, weil sie aufgefordert oder auch genötigt, ja gezwungen wurden, weil andere – Eltern, Lehrer, Arbeitskollegen, Freunde – mit ihnen Schwierigkeiten haben oder weil sie mit Gesetzen in Konflikt geraten sind. Dann sind sie natürlich ganz zögerlich, von sich zu erzählen, sie sind unsicher, sie sind misstrauisch und haben Angst, zu viel von sich zu verraten – vom Jugendamt zum Beispiel haben viele ja schon schreckliche Geschichten gehört und einen Hausbesuch empfinden die Besuchten zunächst oft auch als einen Akt der Grenzverletzung und als Angriff. Die Professionellen müssen also zunächst einen Raum des Vertrauens schaffen, in dem es möglich ist, die Geschichten zu erzählen, sie müssen darauf hinarbeiten, eine offene und freundliche Atmosphäre herzustellen, in der die Adressat*innen das Gefühl haben, dem oder der Professionellen trauen zu können. Die Profis wissen aber auch, dass manche Adressat*innen – und das ist ja selbstverständlich – durchaus strategisch erzählen, sie haben Vorstellungen davon, wie ihre Situation möglichst vorteilhaft dargestellt werden kann und wie ihnen geholfen werden könnte.

Also, wenn die Menschen erzählen, müssen die Profis geduldig sein, sie müssen ganz offen dafür sein, was und wie die Betroffenen erzählen, sie dürfen sie nicht mit Fragen überfallen und vor allem nicht, wenn sie von Schwierigkeiten erzählen, gleich mit eigenen Vorstellungen kommen, was man da tun könnte. Es braucht oft eine längere Zeit, bis Menschen in ihren Erzählungen zu den Schwierigkeiten kommen, die wirklich wichtig sind. Da klagt eine Mutter über ihren Jungen, in der Schule weigere er sich mitzumachen, zuhause sei er schweigsam und unwillig, die Freunde, mit denen er herumhänge, seien ihr unheimlich, sie habe an ein Internat gedacht, was sie allerdings nicht bezahlen könne. Aber so jedenfalls könnte es nicht weitergehen. Es braucht Zeit, bis sie anfangen kann, sich zu überlegen, wie es ihr selber geht und ob ihr eigenes Verhalten ein Grund für solche Schwierigkeiten sein kann: Ihre Mutter ist krank und braucht neuerdings viel Zeit, sie ist von den Sorgen um sie ganz gelähmt, und in der Arbeit läuft alles auch nicht, wie es sollte.

Ein ganz anderer Aspekt ist die Reflexion der Macht, die die Professionellen haben. Viele sind sich ihrer Position in der beruflichen Distanz sehr bewusst, sie kennen und misstrauen der darin liegenden Macht; sie haben Angst, sich über den Adressat*innen zu erheben. Sie akzeptieren, was ist, machen dann zwar vielleicht Vorschläge, überlassen es aber den Adressat*innen, ob und wie sie mit denen umgehen. Das führt dann rasch zu der Rede davon, dass man ja ein Angebot gemacht habe, was daraus werde, sei Sache der

Adressat*innen, die seien – so heißt es dann – ja für sich selbst zuständig und wenn sie nicht wollten, sei das ihre Sache.

Die Angst vor Macht und der Respekt vor der Eigenständigkeit der Adressat*innen sind ein generelles Gut unserer Gesellschaft, das auch in pädagogischen Aufgaben geachtet werden muss. Sie sind das immer notwendige Gegengewicht gegen das eingehende Engagement und das Eindringen in das Leben der Betroffenen, aber, – und das macht die Aufgabe so anspruchsvoll – die Soziale Arbeit muss in der Spannung von Respekt vor dem Eigensinn der Adressat*innen und fachlich gebotener Einmischung gesehen und praktiziert werden. Wenn sie darauf verzichtet, ihre eigenen Möglichkeiten einzusetzen, wenn sie nicht darauf beharrt, dass sie etwas zu bieten hat, dass sie nützlich sein kann, bräuchte es sie nicht zu geben. Wenn ich das hier als Zielvorstellung für ihr Handeln noch einmal genauer und positiv formuliere, setze ich voraus, dass die Professionellen in ihrem Handeln gestützt sind durch Ausbildung und Fortbildungen, durch Erfahrungen, kollegialen Austausch und Supervision.

Professionelle sollen im Stande sein, die Lebensumstände oder die Verhältnisse zu verändern – man sagt auch, sie zu transzendieren. Die –, damit die Adressat*innen aus den gegebenen unglücklichen Verhältnissen ausbrechen und neue Wege und Aufgaben angehen können. Sie müssen Entlastungen und Kompensationen da anbieten, wo Menschen sich in sich verfangen, sie müssen gleichzeitig in ihrer Person in Konflikten und Auseinandersetzungen belastbar sein und in den oft so unzuverlässigen Verhältnissen verlässliche Konstanz bieten. Sie müssen aber ebenso Räume schaffen, Angebote machen und Horizonte öffnen, die realistisch und attraktiv sind und sie müssen schließlich – und das ist besonders anspruchsvoll – authentisch sein, keine Maskeraden aufführen, nicht mit nur aufgesetzten (Dienstleistungs-)Freundlichkeiten agieren. Die Adressat*innen wollen und müssen spüren, dass die Professionellen Interesse an ihnen haben, dass sie ihnen nicht gleichgültig sind. Etwas flapsig formuliert: Ein Professioneller, der um eines Adressaten willen nicht auch einmal eine schlaflose Nacht verbracht hat, ist kein guter Pädagoge.

Also: Professionelle erfahren Geschichten. sie lassen sich auf ein gemeinsames Verhandeln über neue Möglichkeiten ein. Sie dürfen diese Diskussion nicht so führen, als wenn der Adressat das Problem hätte und sie hätten die Lösung dafür. Sie verhandeln unterschiedlich glückliche Lösungen und suchen nach einer weiterführenden. Es ergibt sich ein erstes Bild und erste Überlegungen, was geschehen könnte. Damit beginnt zwischen ihnen ein Prozess; es eröffnet sich ein Raum, in dem sich im Wechsel von Vorstellungen und Handlungen immer neue Konstellationen ergeben, die zu neuen Vorstellungen und Handlungen führen können.

Für die Arbeit der Professionellen formuliert das Konzept spezifische Prinzipien oder Maximen, die charakteristisch sind für die lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Sie bestimmen das Grundmuster der Arbeit in den vielfältigen Handlungsfeldern und in unterschiedlichen Methoden und entwerfen damit ein verbindendes Netz von Arbeitszugängen. Diese Prinzipien sind Alltagsnähe, Regionalisierung, Prävention, Integration bzw. Inklusion, Partizipation sowie die strukturierten Offenheit und die Einmischung. Ich will dazu einige wenige Hinweise geben und dabei vor allem auch Widersprüchlichkeit in diesen Maximen deutlich machen.

(1) Lebensweltorientierung setzt auf *Alltagsnähe*. Alltagsnähe bedeutet, dass Soziale Arbeit Gelegenheiten und Strukturen braucht, in denen der Alltag der Adressat*innen zur Sprache kommt, und in denen die alltägliche Lebenswelt der Adressatinnen mit ihren Ressourcen in die Hilfen einbezogen werden kann. Dazu dreierlei:

- Alltagsnähe ist ein Organisationsprinzip, das die Verlagerung der Gewichtung hin zu den offenen und ambulanten Hilfen erfordert, es entstehen neue Formen wie Straßensozialarbeit und Familienhilfe. Die Vielfalt der Angebote wird im Konzept der integrierten und flexiblen Hilfen zusammengebunden.
- Es braucht Zeit für Absprachen und Gespräche; Professionelle müssen in ihrer Arbeit erreichbar sein: Büros im Stadtteil mit realistischen Sprechzeiten sind ebenso wichtig wie eine Arbeitsweise, bei dem die Profis aus ihren Büros herausgehen, um die Menschen da zu treffen, wo sie leben. So machen Professionelle Hausbesuche oder organisieren familiäre Netze in einem Arrangement, das sich „Familienrat“ nennt.
- Professionelle sind – zum dritten - auch in Familien- oder Bürgerschaftstreffs präsent, sie arbeiten mit allen Gruppen und Organisationen, die in der Lebenswelt vertreten sind, mit Bürgerinitiativen, Kirchengemeinden oder Selbsthilfegruppen zusammen.

(2) In diesen Aktivitäten verbindet sich das Prinzip der Alltagsnähe mit dem der *Regionalisierung*. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit organisiert sich im erreichbaren Sozialraum; sie entwickelt in ihm ein Netz von Aktivitäten unterschiedlicher Angebote, z.B. in Stadtteiltreffs, die so präsent sein müssen wie zum Beispiel Geschäfte, Ärzte oder Kindergärten und Schulen. In solchem Zusammenspiel scheint dann die Vision einer sozialen und humanen Stadt auf.

Diese Maxime kann allerdings falsch ausgelegt und gegen die Intention einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit benutzt werden. Es gibt viele Politiker, die glauben, dass gegenseitige Unterstützung und ein lebendiges Miteinander im Stadtteil, sich von allein entwickelt, wenn Nachbarschaften, Vereine und Kirchengemeinden halbwegs gut organisiert sind. Das verkennt aber die notwendigen Anstrengungen, um im Alltag, in seinen Konflikten und Verwerfungen in der Szene der oft so widerstrebenden Gruppen – der Jugendlichen und der Alten, der jungen Familien, der unternehmungslustigen Singles und verschiedener Migrantengruppen – ein für alle förderliches Zusammenleben im Stadtteil zu entwickeln. Oft sind gerade die, die besondere Hilfe brauchen, nicht in den Bürgerinitiativen oder Kirchengemeinden aktiv, sie trauen sich nicht, können sich nicht gut ausdrücken und glauben oft auch nicht, dass es etwas bringt. Sie brauchen Ermutigung, sich zu Wort zu melden, ihre Probleme anzusprechen und Ansprüche anzumelden können.

(3) Die nächste Maxime ist *Prävention*. Ein präventiver Blick ist eigentlich für alle Pädagogik selbstverständlich; natürlich hofft und erwartet sie, dass Menschen durch ihr Zutun stark werden, in künftigen, jetzt noch gar nicht absehbaren Situationen zu bestehen. In der Handlungsmaxime der Prävention wird dies allgemeine Prinzip spezieller bestimmt. Man unterscheidet eine primäre und eine sekundäre, also eine allgemeine und eine besondere Prävention. Menschen müssen überhaupt stabil sein, sie brauchen eine gewisse Gelassenheit und Sicherheit und ein Zutrauen zu sich selbst, damit sie mit Schwierigkeiten zurecht kommen. Eine solche allgemeine Sicherheit ist auch wichtig, um sich für schwierige Situationen zu wappnen, die sich etwa in Übergängen von einer Lebensphase bzw. Institution in die andere ergeben. Krisen können sich z.B. schon beim Übergang von der Familie in den Kindergarten und dann in die Schule ergeben, weiter gibt es oft Schwierigkeiten beim Übergang in den Beruf und dann in ein selbstständiges Leben. Vor allem aber gibt es Krisen, wenn das, was man geplant hat, sich nicht erfüllt – wenn die Arbeit gekündigt wird, wenn das Geld nicht mehr ausreicht oder die Beziehung scheitert, und besonders, wenn ganz Unvorhergesehenes passiert, eine Krankheit oder ein Unfall. Für die Bewältigung von solchen Krisen kann Soziale Arbeit präventiv Unterstützungsmaßnahmen bereithalten. Prävention aber ist vor allem nötig, wo sich Gefährdungen abzeichnen, also in den Zonen sexualisierter Gewalt im Kinder- und Jugendschutz, aber ebenso in der Arbeit mit herausfordernden, offensiven und gefährdenden, gewaltbereiten wilden Gruppen.

Die Kehrseite solcher Prävention ist, dass man verführt ist, alles gleichsam in Erwartung von Fehlentwicklungen, d.h. von den Gefahren, sozusagen vom „worst case“ aus, zu sehen und immer an mögliche negative Entwicklungen zu denken. Diese Tendenz zur ängstlichen

Sicherung vor möglichen Gefahren ist ja in unserer gegenwärtigen Gesellschaft mit ihrem allgemeinen Absicherungsdrang und dem so lauten Ruf nach besseren und vor allem überall präsenten Kontrollen massiv. Fragen des Schutzes von Freiheiten und das Zutrauen in die immer ja auch möglichen anders laufenden Entwicklungen und in die Offenheit der lebensweltlichen Situation geraten an den Rand, ja, sie scheinen leichtfertig. Soziale Arbeit muss immer auch auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Adressat*innen vertrauen und sich hüten, in den Sog dieser allgemeinen Ängstlichkeit zu geraten und von ihr aus zu agieren. Prävention muss eingebettet sein in die allgemeinen Prinzipien der Sozialen Arbeit und vor allem muss sie immer wieder rückgebunden sein an das Selbstverständnis und das Selbstwertgefühl der Adressat*innen in ihren Alltagserfahrungen.

(4) Lebensweltorientierung zielt auf *Integration oder Inklusion*. Auf den neuerlich verbreiteten Streit, welcher dieser Begriffe angemessen ist, will ich nicht eingehen; ich bleibe bei dem allgemeinen Prinzip, das darauf abzielt, dass alle Menschen, so unterschiedlich sie auch sind, in unser Gemeinwesen integriert werden und gleiche Rechte und Möglichkeiten zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben haben, arme Menschen ebenso wie Migranten und Flüchtlinge oder wie Menschen mit Handicaps oder Behinderungen. Das Prinzip der Gleichheit aller in den gleichen allgemeinen Rechten muss sich dabei verbinden mit der Anerkennung von Ungleichheiten in den kulturellen und sozialen Gegebenheiten und in den besonderen Bedürfnissen, die sich aus den Ungleichheiten der physischen Lebenschancen ergeben.

Zwei Aspekte will ich herausheben: Von der Lebensweltorientierung aus, ist es wichtig, festzuhalten, dass alle Menschen in den Grundmustern ihres Alltag gleich sind, dass alle vergleichbare Erwartungen, Hoffnungen, Ängste und Befürchtungen haben, also dass sie sich um ihre Arbeit und ihr Auskommen sorgen, dass alle Geld brauchen, über das sie zur Gestaltung des eigenen Lebens verfügen können, und dass sie Sicherheit in den Perspektiven brauchen, um planen und sich entwickeln zu können. Alle sorgen sich um ihre Rechte, um ihre Wohnung, um ihre Kinder und ihre Familien, alle haben Angst vor Krieg, Verelendung und Verfolgung. In dem Wissen um diese prinzipielle Gleichheit aber braucht es immer auch das Wissen um die Unzumutbarkeit von Verhältnissen in Armut, Not und Rechtlosigkeit, die nicht hingenommen werden dürfen und die geändert werden müssen. Es braucht aber ebenso – und gleichsam in die andere Richtung gedreht – den Respekt vor Unterschieden in der kulturellen und religiösen Lebensgestaltung, die für die Menschen selbstverständlich sind. Hier braucht es Respekt auch da, wo man nicht alles versteht. Und schließlich dürfen die

gegebenen Unterschiede, vor allem aber auch Leiden, Kränkungen und Beschämungen in der alltäglichen Erfahrung der Unterschiedlichkeit, nicht einfach übergangen werden. Z.B. ist mir eine Konferenz unvergesslich, in der nach einem sehr emphatischen Referat, in dem der Redner die Gleichheit aller betonte – „Wir sind doch schließlich alle behindert!“ – ein Rollstuhlfahrer sehr mühsam an das Mikrophon heranfuhr und nur lakonisch meinte, so behindert wie der Herr Professor wäre er ja auch gerne. Es geht um das Prinzip der Gleichheit und die Anerkennung von Verschiedenheit, es gilt die Doppelmaxime: „Vergiss, dass ich behindert bin!“ und „Vergiss nie, dass ich behindert bin!“

Und: Soziale Arbeit hat hier vor allem auch eine allgemeine Aufgabe der Aufklärung, es gilt, gegen die vielfältigen Vorurteile und unbedachten und oft gar nicht bemerkten Rücksichtslosigkeiten und Beschämungen anzugehen, die die so genannten Normalen gegenüber „den Anderen“ zeigen. Integration ist vor allem eine Bringschuld derer, die sich als die Normalen verstehen.

(5) Lebensweltorientierung basiert auf *Partizipation*; Adressat*innen und Profis sind verbunden in gemeinsamen Aktivitäten, sie begeben sich auf einen gemeinsamen Weg in dem, was sie miteinander unternehmen und gestalten. Das ist eigentlich selbstverständlich und Partizipation ist – scheint mir – auch ein nur bedingt passender Name für das, was gemeint ist: Partizipation – Teilhabe: ich teile und lasse teil-haben – klingt immer auch ein wenig herablassend, als wenn die einen etwas haben, an dem sie die anderen dann teilhaben lassen. Aber der Begriff ist eingeführt und das Gemeinte ist deutlich. Also: Partizipation gilt generell und bezieht sich darin auf viele und ganz unterschiedliche Bereiche: In der Familie muss das anders verhandelt werden als in Kindergarten und Schule und vor allem in den politischen Gremien. Gerade hier aber ist die Lust, die Teilhabemöglichkeiten auszuschöpfen und sich verbindlich in Aufgaben und Ämtern festzulegen, oft gering. Ob es nun um die Arbeit in Vereinen, in Mitbestimmungsgremien oder in den politischen Gremien geht, es ist zur Zeit offenbar eher attraktiv, sich in einzelnen Projekten auf Zeit zu engagieren, aber auf eine bestimmte Rolle und eine längere Zeit mag man sich nicht festlegen. Das hat sicher Gründe in den oft unüberschaubar komplizierten Regelungen, die ja oft auch überflüssig kompliziert sind, es hat Gründe aber auch darin, dass die eingesessenen Profis und Politiker oft gar nicht sehr entgegenkommend sind, sie haben ihre Tagesordnungsregelungen, ihre Interessen, ihre beschränkte Zeit und wollen ihre Sachen rasch und in der eingespielten Manier erledigen. Es ist aber notwendig, dass Adressat*innen hier ihren Platz einfordern und erhalten.

Die so skizzierten Maximen sind schon im Achten Jugendbericht von 1990 – also in den Anfangszeiten des Konzepts – formuliert worden. Im Lauf der Entwicklung wurden sie erweitert.

So ergänzt das Prinzip der *strukturierten Offenheit* die Maximen durch Überlegungen dazu, wie Soziale Arbeit sie ins Konkrete umsetzen kann. Was mache ich in der konkreten Situation? Wie führe ich das Gespräch? Wie ordne ich die Informationen? Wie komme ich zu einer verbindlichen und stringenten Verhandlung im Prozess der sich entwickelnden Hilfe? Die so weiten Konzepte und die individuellen Situationen verunsichern und beängstigen nicht selten die Professionellen, man erfährt sich schnell überfordert und hilflos, da ist es dann naheliegend, auf irgend etwas zurückzugreifen, was sich anbietet, die eigenen Erfahrungen oder irgendeine Methode, die man kennt und gelernt hat. Es braucht, damit man nicht in der Offenheit der Situationen und der Aufgaben gleichsam untergeht, Typisierungen der Situationen und Methoden, und es gibt – durch Wissenschaft und reflektierte Praxis – ausgewiesen – bestimmte, gleichsam klassische Konstellationen und Abläufe, z.B. Verfahren, wie man Gespräche so führt, dass der andere in der Rekonstruktion seiner lebensweltlichen Verhältnisse einen eigenen Weg findet, das zu erzählen, was er zunächst so noch nicht erzählen konnte und wollte. Es braucht ebenso Verfahren, wie sich die Ziele und Fortschritte in den lebenswelt-relevanten Momenten festhalten und kontrollieren lassen, wie man in der Lebenswelt einer Wohngruppe oder eines Heims das Miteinanderleben so organisiert, dass auch die vorhersehbaren Schwierigkeiten bewältigt werden können. Es geht dann um die Unlust der Bewohner*innen, Gemeinschaftsaufgaben zu erledigen, um die Verletzlichkeit und Gereiztheit im Umgang miteinander, um den Kampf um individuelle Freiheiten gegen die Notwendigkeiten des gemeinsamen Lebens. Es braucht z.B. aber auch Kenntnisse in Bezug auf Stufen der Verhärtung und Zuspitzung, also den allmählichen „Aufbau“ von Konflikten in der Lebenswelt. Es gibt Methoden aber ebenso in Bezug darauf, wie man Stadtteil-Sitzungen so strukturiert, dass sie nicht im Klein-Klein hängen bleiben, sondern effektiv sind. Das alles ist wichtig, wichtig ist aber immer, dass diese Methoden auf die Grundposition und die Handlungsmaximen der Lebensweltorientierung zurückgebunden bleiben und – ebenso wichtig – dass man sich in allem immer wieder dessen bewusst bleibt, dass Regeln und Methoden notwendig immer schematisieren und dass in all diesen Vorgaben die Gefahr steckt, sich nur auf die Regel und nicht auf die Situation zu konzentrieren. Schließlich hat man es mit Menschen zu tun, die ihre eigenen Vorstellungen, Ängste, Hoffnungen und Möglichkeiten haben, die ein methodisches Vorgehen in ihrer individuellen Prägung bremsen oder befördern kann, mit Menschen, die die Freiheit haben, sich zu dem, was verhandelt wird,

ganz unterschiedlich zu verhalten: Sie können es annehmen, ablehnen, es übergehen. Man braucht also im methodischen Handeln immer auch ein Wissen für die prinzipielle Offenheit der menschlichen Situation, Handeln bleibt in aller gar nicht zur Diskussion stehenden fachlichen Verantwortlichkeit riskant und damit – wenn ich das so ungeschützt sagen darf – so spannend, aber darin eben oft auch so dramatisch und beklemmend wie in den Geschichten.

Ich rede, um diese Spannungsfeld zu umreißen, von der Maxime der strukturierten Offenheit, die beides, Strukturen und Offenheit miteinander verbindet. Professionelle müssen in Maximen und ausgewiesenen Mustern handeln, aber sie dürfen sich nicht auf bestimmte methodische Vorgaben oder Regeln verlassen, sie müssen immer prüfen und im Prozess verfolgen, ob diese in die Situation passen. Soziale Arbeit ist ein reflexiver Beruf, man muss sich immer wieder fragen und prüfen, ob und wie das, was man tut, der Aufgabe entspricht. Solche Reflexivität aber ist kein abstraktes Prinzip, sie ist institutionalisiert; man studiert, man lernt neben gesellschaftlichen und sozialpädagogischen Zusammenhängen in Fallbesprechungen und kasuistischen Übungen, sich in dem so komplexen Feld von allgemeinem Wissen, Maximen, Regeln und Situationen zu bewegen. In der Arbeit gibt es dann Team- und Praxisbesprechungen, Supervision, Evaluation und Selbstevaluation. Ich denke, dass die Soziale Arbeit in der Selbstverständlichkeit dieser Institutionalisierungen von Reflexivität z.B. den Lehrern voraus ist. Außerdem gibt es neuerdings – und das scheint mir besonders wichtig – Ombudsstellen, also unabhängige Instanzen, in denen sich Adressat*innen beschweren können, ohne Nachteile befürchten zu müssen.

Eine weitere Maxime der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit ist schließlich die Maximen der *Einmischung und des Mitmischens*. Sie sind unter verschiedenen Aspekten wichtig. Ich habe oben ja damit eingesetzt, dass Soziale Arbeit immer eingebunden ist in Kooperationen mit den anderen Institutionen, die im Lebensfeld für die Menschen wichtig sind, also in Kooperationen mit der Schule, der Arbeitswelt, der Krankenversorgung, den bürgerschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Engagements in der Gemeinde. In diesen Kooperationen agiert Soziale Arbeit aus der Expertise, die sie in ihrer Arbeit erworben hat; im Zeichen der Einmischung vertritt sie die eigene Position, die eigene Sicht auf die Adressat*innen und ihre Lebenswelten: Sie muss sie dann verbinden in dem Wissen um die je eigenen Aufgaben und Möglichkeiten der anderen und deren Anerkennung. Solchen Kooperation sind oft nicht einfach, beide Seiten haben ihre Sichtweisen und sind mit Vorurteilen belastet. Die Soziale Arbeit neigt dazu, sich jeweils „alternativ“ bzw. emanzipativ

zu verstehen. Sie meint dann z.B., sie müsse die Schüler vor der Schule und ihren Ansprüchen retten; umgekehrt aber beharrt die Schule oft auf ihrer bisher geübten Praxis und ist nicht immer offen für die Probleme, die die Schulsozialarbeiter anmelden. Und – in einem anderen Feld – beklagen Psychiater sich immer wieder, dass sie von den Mitarbeiter*innen der Jugendhilfe oft eher als Notfall-Versorgung gesehen und funktionalisiert werden; sie haben aber durchaus auch Vorbehalte gegen alles, was nicht innerhalb ihrer eigenen Zuständigkeit geschieht. Und schließlich ist das Justiz- und Gefängniswesen streng nach seinen eigenen Regeln geordnet, in denen die Sozialarbeit im Gefängnis mit ihren Bildungs- und Therapieangeboten eher randständig ist,; randständig bleibt sie vor allem aber auch mit ihren Planungen und Vorhaben, wie Menschen nach dem Gefängnisaufenthalt mit ihrem Leben in der neuen Freiheit in ihren Beziehungen und im Gemeinwesen zurecht kommen könnten. Die Auseinandersetzung zwischen den Berufen und ihren Ansprüchen auf Definitionshoheit – man spricht vom „war of professions“ – ist angesichts der unterschiedlichen Traditionen und der gesellschaftlich so unterschiedlich gewichteten Zuständigkeiten oft hart. Die Auseinandersetzungen mit den anderen Institutionen müssen – in der Strukturmaxime der Einmischung –aus Konkurrenz und Konflikten hinausgeführt und entwickelt werden hin zu fachlichen Kooperationen und Koordinationen.

Für Kooperationen brauchen die Professionellen der Sozialen Arbeit ein Verständnis und ein Bewusstsein der eigenen Aufgaben, damit sie sich nicht in Kompensationen flüchten müssen; sie brauchen aber ebenso Takt und hohe kommunikative Kompetenzen. Einmischung unter diesem gleichsam institutionellen Aspekt geht einher mit der Arbeit daran, die Adressat*innen zu ermutigen und zu befähigen ihre Interessen selbst zu artikulieren und wahrzunehmen und mit den bürgerschaftlichen Engagements zu kooperieren, wenn sie auf strukturierende Unterstützung angewiesen sind.

Das könnte und müsste ich nun im Einzelnen weiter belegen, aber dazu ist hier nicht der Ort, das habe ich an anderer Stelle getan. Ich will hier noch eine allgemeine Überlegung zur Bedeutung einer so praktizierten Sozialen Arbeit anschließen. Die so vielfältig notwendigen und wachsenden Kooperationen verstehe ich auch als Indiz dafür, dass überall die Probleme der Alltagsbewältigung deutlich und zum Thema werden. Das Prinzip der alltagsorientierten Hilfen wird generelles und konstitutives Prinzip des modernen Lebens. Das aber heißt, dass die Expertise der Sozialen Arbeit in ihren auf die Alltagsschwierigkeiten bezogenen Aktivitäten ein neues Berufsprofil repräsentiert. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit ist, so gesehen, eine Zukunftsbranche – die Unterstützung der Menschen bei der Bewältigung

alltäglicher Herausforderungen wird auch Teil anderer Berufsprofile werden. Soziale Arbeit ist – noch einmal anders formuliert – die Schwalbe, die einen Sommer mit vielen verschiedenen Vögeln ankündigt. Dieser „soziale“ Sommer wird dann sicher nicht so aussehen, wie wir es gewohnt sind; er wird auch bestimmt werden z.B. durch die gesellschaftliche Entwicklungen, in denen sich im Zug der Verschiebungen zwischen Arbeit und anderen Beschäftigungen im privaten und öffentlichen Feld und in Folge der zunehmenden Produktivität der alten Menschen neue Ressourcen auch für alltagsorientierte Hilfen ergeben werden; aber das ist ein weites Feld.

Hier möchte ich mich darauf beschränken, fest zu halten, dass Soziale Arbeit in solchen Perspektiven nur agieren kann, wenn sie sich im Prinzip des Mitmischens, also der Koordination und Kooperation – mit all jenen verbündet weiß, die in der Gesellschaft in anderen Aufgabenfeldern daran arbeiten, Verhältnisse zu schaffen, in denen die Gesellschaft hoffen kann, ihrem selbst gesteckten Ziel der sozialen Gerechtigkeit und der Realisierung der Menschenrechte ein wenig näher zu kommen.

Das ist eine große, weit reichende Hoffnung, die auf eine Zukunft im Zeichen der Menschenrechte verweist, die man als Vision einer möglichen besseren Gesellschaft verstehen kann und muss. Lebensweltorientierte Soziale Arbeit hat in diesen gesellschaftlichen Entwicklungen ihren eigenen Auftrag und ihre besondere Chance in ihrem Zuständigkeitsbereich; gerade weil sie im Zeichen der Lebensweltorientierung immer wieder auf die Unmittelbarkeit der eigenen Erfahrung, der eigenen Betroffenheit der Adressat*innen in den alltäglichen Verhältnissen setzt, kann im Horizont von Gerechtigkeit und Solidarität immer wieder der Zorn und der Wille zur politischen Veränderung wachsen.

Also: Das ist ja nun doch ein recht weites und sicher auch verwirrendes Panorama von Aufgaben und Möglichkeiten geworden. Ich habe eingangs gesagt, dass ich versuche, es einfach zu machen; Ihr habt gemerkt, dass ich das nicht durchgehalten habe. Die Sache ist eben doch schwierig. Aber ich hoffe, Ihr könnt Euch nun genauer vorstellen, was das Konzept der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit meint, welche Herausforderungen sich da stellen und um welche Aufgaben es geht. Gesetzt, es interessiert Euch weiter, dann könnten wir gern miteinander überlegen, was Ihr am besten lest.